

---

# Jüdische Wurzeln der Psychoanalyse<sup>1</sup>

Martin Weimer

---

1.

Zwar will ich die Suche nach den jüdischen Wurzeln der Psychoanalyse nicht auf die entsprechenden Phänomene in der Biographie ihres Begründers, Sigmund Freud, reduzieren, sondern mich vielmehr mit Elementen der rabbinischen Tradition mitten in der Psychoanalyse beschäftigen. Aber eine biographische Szene soll uns zuerst doch als Einführung in das Thema dienen.

Wir schreiben den 18. März 1938. Die deutschen Nazis waren eine knappe Woche zuvor umjubelt in Wien einmarschiert, der so genannte Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland wurde unter spontaner Zustimmung der leitenden katholischen und evangelischen Geistlichkeit vollzogen. Heute nun trifft sich am Abend die Wiener Psychoanalytische Vereinigung, um zu beschließen, mit Freud ins Exil zu gehen und sich in London, am zukünftigen Wohnsitz Freuds, neu zu gründen.

Dass die christlichen Kirchen sich auf die Seite der Sieger geschlagen hatten, natürlich schon lange vor dem „Anschluss“, kontrastiert scharf mit dem Verhalten der Wiener Psychoanalytiker. Freuds berühmtes Diktum aus einem Brief an den mit ihm befreundeten evangelischen Pfarrer Oskar Pfister aus dem Jahre 1918, also zwanzig Jahre zuvor, bekommt in dieser Wiener Szenerie eine beängstigende Aktualität, ganz kritisch übrigens zu der uns so bequem vertrauten Formel „christlich-jüdische Zusammenarbeit“: „Ganz nebenbei, warum hat keiner von all den Frommen die Psychoanalyse geschaffen, warum musste man da auf einen ganz gottlosen Juden warten“ (Freud/Pfister, 1963, 64)?

Die Formel „gottloser Jude“, die Isaac Deutscher (1988) nur leicht variiert dann auch auf Karl Marx, Heinrich Heine und auf Rosa Luxemburg anwandte, stellt nur für christlich geprägte Ohren einen Widerspruch da, nicht für jüdische.

Nun hat es in den Jahrzehnten danach nicht an Versuchen gefehlt, diese Frage Freuds zu beantworten, oft – zumal in der Pastoralpsychologie seit den 68ern des letzten Jahrhunderts – unter dem bisweilen harmonisierenden Bestreben, das ja schon Pfister erfüllt hatte, der Versöhnung zwischen Christen und Juden, so auch zwischen Psychoanalyse und christlicher Theologie; ich möchte Ihnen in diesem Vortrag meine derzeitige Antwort auf diese Frage vorstellen.

Freuds Frage, warum nur ein ganz gottloser Jude die Psychoanalyse habe entwickeln können, verweist auf die Religionskritik Freuds als dem Zentrum der Psychoanalyse, was nach meinem Eindruck in der klinischen Gefangenschaft der heutigen Psychoanalyse weithin vergessen zu sein scheint. Unter Psychoanalytikern heute, so mein persönlicher Eindruck, florieren wie überall in der Gesellschaft religiöse Vorlieben und Hobbys durchaus jedweder Couleur, so als habe es nie eine psychoanalytische Religionskritik gegeben.

Weil mir die psychoanalytische Religionskritik das Zentrum der Psychoanalyse bildet, würde ich Freuds Frage heute so beantworten: es konnte kein frommer Christ die Psychoanalyse erschaffen, weil das Christentum bis in seinen Kern hinein antijudaistisch geprägt ist und weil eben andererseits

---

<sup>1</sup> Vortrag von der NGAT, Malente, 22.5.2016

die Psychoanalyse bis in ihren Kern hinein prophetisch jüdisch, und dann nach der Katastrophe der Zerstörung des 2. Tempels durch die Römer rabbinisch jüdisch und damit religionskritisch geprägt ist. Dass man beide: das wachsende Christentum wie das sich entwickelnde rabbinische Judentum in der Perspektive einer genealogischen psychoanalytischen Kulturtheorie, wie sie Christoph Türcke vorgestellt hat (2009), als Großgruppenreaktionen auf das Trauma der Zerstörung des Tempels durch die Römer sehen kann, steht im Hintergrund all dessen, was ich Ihnen sagen will. Die Zerstörung des Tempels als topos des Heiligen ist der Subtext – das wäre die Kurzformel.

Jetzt jedenfalls, an diesem letzten Treffen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 18. März 1938, begleitet Freud die Auflösung der Vereinigung mit einer klassischen gruppenanalytischen Deutung *avant la lettre*, indem er nämlich das aktuelle Gruppengeschehen in einem jüdischen Symbol auffängt, um so die eigene Identität, die von den christlichen Nazi-Tätern vernichtet werden sollte, halten zu können. Er sagt nämlich an diesem Abend: „Unmittelbar nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch Titus erbat Rabbi Jochanan ben Sakkai die Erlaubnis, die erste Thoraschule in Jabne zu eröffnen. Wir sind im Begriff, dasselbe zu tun. Schließlich sind wir durch unsere Geschichte, Tradition und manche auch durch persönliche Erfahrung an Verfolgung gewöhnt (zit. bei Blumenberg 2012, 347).“

Freud beruft sich explizit auf den Begründer des rabbinischen Judentums, Jochanan ben Sakkai, der der Schule Hillels entstammend, die sich ja wie diese jüdische Sekte, aus der viel später einmal die Kirche wurde, bis auf das davidische Königtum zurückführte. Ben Sakkai war anno 70 unserer Zeitrechnung rettungslos in Jerusalem gefangen zwischen den gegen die Römer aufständischen Zeloten einerseits und der riesigen römischen Belagerungsarmee andererseits. Es heißt, er habe sich in einem Sarg scheinotot aus der belagerten Stadt hinaustragen lassen, um so der Ermordung sowohl durch die Aufständischen als auch durch die römische Armee zu entgehen. Man mag aber in dieser Legende eine Satire des christlichen Auferstehungsglaubens sehen.

Jedenfalls hatte ben Sakkai außerhalb Jerusalems, dessen Vernichtung unmittelbar bevorstand, ein Judentum begründet, das kaum noch als Religion betrachtet werden kann, weil es ohne Priester und ohne Opfer auskommt, vielmehr sich allein im Prozess der Schriftauslegung täglich neu bildet. Das Dokument dieses rabbinischen Judentums, das in Auschwitz vernichtet werden sollte, liegt uns heute immer noch in Gestalt des Talmuds vor – und Sie sollen im Laufe dieses Vortrags an ein paar ausgewählten Beispielen sehen, dass wir es in diesem Dokument mit den Wurzeln der Psychoanalyse Freuds zu tun haben. Auschwitz, wo 98 % der Täter getaufte Christen waren, hat nicht gesiegt – heute gibt es viele nichtjüdische und jüdische Psychoanalytiker, denen die Psychoanalyse dasselbe bedeutet wie die erste Rabbinerschule im Exil angesichts der rauchenden Trümmer des Tempels. Ich zähle mich dazu.

2.

Nun bitte ich diejenigen unter Ihnen, die selbst auf der psychoanalytischen Couch gelegen haben oder die es gar derzeit tun (Freud meinte ja, man solle sich diese Erfahrung immer wieder einmal gönnen, weil unsere persönlichen Neurosen ja täglich im Kontakt mit unseren Patienten neue Nahrung bekommen), sich jetzt noch einmal zurück zu versetzen in ihre Zeit vor der Couch.

Nehmen wir also sozusagen in träumender Unschuld, wie der Theologe Paul Tillich es nannte, jetzt einmal an, Sie befänden sich jetzt in Ihrer ersten psychoanalytischen Sitzung! Es hat einige Vorgespräche gegeben; Sie haben ihre aktuellen Lebenskonflikte geschildert und Sie haben dabei geprüft, ob Sie sich auf Ihren Psychoanalytiker einlassen können und ob Sie ihn (oder sie) für kompetent und vertrauenswürdig halten. Jetzt sind Sie beide sich einig geworden, dass Sie eine psychoanalytische

Behandlung beginnen wollen, mit 3 Wochenstunden zu festgesetzten Zeiten (Freud behandelte noch siebenmal pro Woche, mithin auch am Sabbat). Ihr Psychoanalytiker erzählt Ihnen nun, welche Regeln es in der psychoanalytischen Behandlung gibt. Es geht um die berühmte Grundregel.

Beispielsweise können Sie sich von der nächsten Stunde an, die dann Ihre erste Behandlungsstunde sein wird, auf die Couch legen, während Ihr Analytiker hinter Ihnen in ihrem Sessel sitzen wird. Freud (1913, GW VIII, 467) meinte 1913, er „halte an dem Rate fest, den Kranken auf einem Ruhebett lagern zu lassen, während man hinter ihm, von ihm ungesehen, Platz nimmt“. Das ist die Asymmetrie in der psychoanalytischen Einzelbehandlung: Ihr Analytiker kann Sie sehen, Sie aber nicht ohne weiteres Ihren Analytiker. Und genau das ist in der Gruppenanalyse anders, wo alle einander sehen und beobachten können, weil alle gleichermaßen in einem Kreis sitzen. Deswegen halte ich die Gruppenanalyse für demokratisierte Psychoanalyse.

Wie dem auch sei, ab morgen also liegen Sie auf der psychoanalytischen Couch! Sie sollen dann einfach alles sagen, was Ihnen so durch den Sinn geht. Man nennt das die Regel der freien Assoziation. Ihr entspricht auf Seiten Ihres Analytikers die Regel der gleich schwebenden Aufmerksamkeit, die Sie alle kennen, wenn Sie in einem Symphoniekonzert dem Orchester lauschen. Wer da immer nur auf das dritte Cello rechts horcht, der verpasst wirklich viel. Es leuchtet ein, dass man sich als Psychoanalytiker solch ein selektives Hören nicht leisten kann. Übrigens auch und schon gerade dann nicht, wenn man selektiv in seinem Hören auf alles aus ist, was der Heilung dient. „Nur nicht heilen wollen“, hatte Freud Ferenczi zugerufen, und nach dem 2. Weltkrieg hat Wilfred Bion diesen Ruf aufgenommen in seiner berühmten Trias: „no memory, no desire, no understanding“.

Ich kann Ihnen aber aus reichhaltiger eigener Erfahrung von der Couch versichern: es wird Ihnen höchst selten nur gelingen, sich dieser Regel der freien Assoziation einfach zu überlassen. Immer wieder werden Sie versuchen, das vermeintlich Wichtige von dem Nebensächlichen zu unterscheiden. Indes werden Sie sehr wahrscheinlich gleich in den ersten Sitzungen den Eindruck gewinnen, Ihr Psychoanalytiker interessiere sich vor allem für das, was Sie selbst für nebensächlich halten. Und darin sollen Sie Recht behalten. Als psychoanalytische Behandler interessiere ich mich, ob in Gruppen, in Paar- oder in Einzelsitzungen, tatsächlich für das Nebensächliche, das scheinbar Bedeutungslose.

Sie könnten also tatsächlich auf die Idee kommen, Ihr Psychoanalytiker habe mit dem Apostel Paulus (1. Kor. 1, 27f) gerade das „erwählt, was schwach ist vor der Welt“ und vor allem vor Ihren eigenen kritischen Augen, „das Unedle vor der Welt“ wie beispielsweise ihre geheimen, absolut privaten und intimen sexuellen Obsessionen hat er erwählt, dieser Psychoanalytiker, schenkt ihnen jedenfalls bedeutend mehr Aufmerksamkeit als es Ihnen eigentlich lieb ist, „das Unedle vor der Welt und das Verachtete“ – und wir fühlen ziemlich genau, was dieser jüdische Pharisäer Paulus da wohl gemeint haben wird. Dass uns unsere geheimste Lust immer als Scham daher kommt - und wie oft, ohne dass wir sie als (un-)heimliche Lust überhaupt bemerken!

Zumal der „ganz gottlose Jude“ Sigmund Freud in seiner Studie über die Mosesfigur des Michelangelo sich genauso äußert wie weiland der Pharisäer Paulus und wie Sie es, lägen Sie jetzt auf der Couch, empfinden würden. Freud kannte offensichtlich seinen Paulus, er sagt jedenfalls zur Haltung des Psychoanalytikers (GW X,185), man müsse als Psychoanalytiker „aus gering geschätzten oder nicht beachteten Zügen, aus dem Abhub – dem „refuse“ – der Beobachtung, Geheimes und Verborgenes erraten“. „Was tönicht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt (...), und was schwach ist vor der Welt (...) und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt.“ Ich füge hinzu für diejenigen unter Ihnen, die es wie ich selbst gerne mögen, vernünftigt zu argumentieren, die gerne eine Behauptung aus der anderen sorgfältig abzuleiten wissen: Ihre intellektuellen Fähigkeiten fallen plötzlich in

ein gänzlich anderes Licht, als Sie es bisher gewohnt waren. Die psychoanalytische Grundregel der freien Assoziation verweist tatsächlich mit ihrer selbstverständlichen, arglosen und ganz ruhigen Vermittlung durch Ihren Analytiker Ihr gesamtes logisches Denken in seine Schranken, ja, es stellt die gesamte abendländische Logik mit ihrer Herkunft aus der griechischen Philosophie infrage (K. Heinrich, 2001, 23ff). Psychoanalyse, das werden Sie in den ersten paar Minuten auf der Couch schon fühlen, ist eine unerschrockene, mutige und darin sehr liebevolle Kunst des Zweifelns; es ist wie das berühmte kleine Orchesterstück von Charles Ives „An unanswered question“. Und wenn Sie Glück haben, dann wird Ihr Analytiker Sie schützend begleiten bei diesem ständigen Zweifeln an allem, was Ihnen bisher lieb und heilig war. Haben Sie gelernt, dass auch B sagen müsse, wer einmal A gesagt habe, haben Sie gelernt, dass man in Streifragen vernünftig argumentieren und die Sachebene von der Beziehungsebene unterscheiden können soll und haben Sie daher oft genug gehört, das gehöre jetzt aber wirklich nicht hierher oder auch, um einen berühmten Oggersheimer Satz zu zitieren, Äpfel und Birnen könne man nicht miteinander vergleichen, weil das eine habe mit dem anderen gar nichts zu tun: so machen Sie ganz gewiss von Ihren ersten Minuten an auf der psychoanalytischen Couch die Erfahrung, dass Ihnen dies ganze erlernte logische Wissen herzlich wenig nützt. Der Kaiser trägt ja gar keine Kleider! Übrigens damit, ohne es womöglich selbst realisiert zu haben, befinden Sie sich auf der psychoanalytischen Couch in Ihrer so ungewohnten Lage bereits mitten in der Tradition des rabbinischen Judentums, die einst mit Rabbi Jochanan ben Sakkai begann und die wir nun, 1938, mit Sigmund Freud auf dem Exodus ins britische Exil sehen. Vier Schwestern Freuds sind von den Nazis ermordet worden.

Aber wieso sind Sie, kaum haben Sie sich auf der psychoanalytischen Couch gelagert, bereits mitten in der rabbinisch jüdischen Tradition gelandet? Es hat womöglich mit der Eigenart der hebräischen Sprache zu tun. Während unsere lateinische Schriftsprache, die ja auf dem griechischen Alphabet aufbaut, versucht, die gesprochene Sprache möglichst genau abzubilden, besteht das Hebräische, das keine geschriebenen Vokale kennt, auf der Differenz zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache (vgl. v. Braun 2001). Nehmen Sie die Konsonantenfolge BND, jetzt nicht als das uns wohl vertraute Kürzel eines Nachrichtendienstes, sondern ganz arglos einfach so (aber auch beim BND wissen wir ja nicht wirklich, was so alles dahintersteht!). Sie müssen Vokale ergänzen, um diesem Kürzel einen Sinn einzuhauchen, so wie Jahwe einst einem Lehmklumpen seinen Odem einhauchte, als wäre er ein kleiner Junge, der im Matsch seiner Sandkiste gerade seine Welt erzeugt. Sie sagen beispielsweise „Band“, aber das bestreitet gleich ein Anderer. Er sagt, es sei „binde!“ gemeint, wie die Aufforderung, eine Wunde zu verbinden. Wieder ein anderer bestreitet das vehement. Es sei nämlich gar nicht „Band“ oder „binde!“, sondern „Bund“, schon, weil ja drei Zeilen weiter „Petersilie“ stünde.

Wer aber hat nun Recht?

Oder nehmen Sie das hebräische Wort brkh! Luther übersetzt es meist mit „segnen“ oder „loben“. So in dem berühmten auf jeder christlichen Beerdigung zitierten Wort aus dem Buch Hiob: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! (Hiob 1,21)“ Aber brkh kann auch „fluchen“ heißen: der berühmte Satz Hiobs könnte also auch übersetzt werden (und ich persönlich halte diese Übersetzung im Kontext des Hiob-Buches für die bessere!): „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: der Name des Herrn sei verflucht!“ Zwar sind auch in dieser Lesart die Vokale sogar noch dieselben, Sie können also nur durch den Kontext entscheiden, welche Lesart plausibler für Sie klingt, „segnen“ oder „fluchen“ in diesem Beispiel. Bedeutung hat keiner für

sich allein, Bedeutung, Sinn entsteht immer nur als interpersonelle Evidenz in einem Netzwerk<sup>2</sup> von Beziehungen.

Oft kann nur der Klang des laut gesprochenen Textes seine mögliche Bedeutung enthüllen wie in dem folgenden Witz: „Wussten Sie schon? Hat doch der achtzigjährige Schmul die schöne Rebekka geheiratet, 25 ist sie. Und nun ist sie schwanger! Geht Schmul zum Rabbiner, ihn zu fragen, ob das nun ein Wunder ist. Sagt der Rabbiner: »Wenn du es warst, ist es ein Wunder. Wenn du es nicht warst, ist es ein Wunder?«“

Also was stimmt nun? Und wie kann man herausfinden, was stimmt?

Damit sind wir unversehens im Zentrum sowohl der Psychoanalyse als auch des rabbinischen Judentums angekommen! Wahrheit nämlich kann in beiden Traditionen immer nur diskursiv hergestellt werden, also nur in der diskutierenden Arbeit an den Differenzen, und zwar so lange, bis sich alle oder mindestens die Mehrheit auf eine – immer nur vorläufige! – gemeinsame Interpretation geeinigt haben. Und selbst dann behält womöglich die Minderheitenmeinung immer auch noch ihr Recht. Mag sein, dass sie sich später als Wahrheit entpuppt! Wichtig ist: Wahrheit ist nie nur in einer Person, sondern immer im interpersonellen Netzwerk, das die vielen Personen miteinander verknüpft. Sie muss gesucht werden, und zwar durch ständiges Fragen, durch ständiges Zweifeln an dem Sichtbaren. „Die Juden interpretieren wie verrückt“ (Legendre, 1989), sagt das christliche justinianische Gesetzeswerk, das unsere gesamte so genannte abendländische Kultur geprägt hat bis auf den heutigen Tag, schon im Jahre 553, und Pierre Legendre, jüdisch französischer Psychoanalytiker fügt dem erläuternd hinzu, was Sie nach meiner Vermutung, aber auch nach meiner persönlichen Erfahrung als erstes erleben werden, sobald Sie sich auf der psychoanalytischen Couch gelagert haben: „Die Psychoanalyse funktioniert wie eine Katastrophe. Als Infragestellung des abendländischen Textgebrauchs ist die Psychoanalyse eine Panne für die Hierarchie des Denksystems, die Wahrheit stürzt ein, und alle Fiktionen müssen neu errichtet werden. Als Infragestellung des Textgebrauchs ist die Psychoanalyse das Teufelszeug, das ein prominenter Christ in ihr gesehen hat (und exakter, mit größerer scholastischer Exaktheit könnte man das gar nicht sagen). Die Psychoanalyse ist Teufelszeug, denn sie zerstört die Werte, sie zerstört im Besonderen den teuersten Wert der industriellen Menschheit, ihr Verhältnis zum Text“ (Legendre, a.a.O., 23). In der christlichen Tradition soll der geschriebene Text das gesprochene Wort möglichst getreu abbilden; die jüdische Tradition aber besteht auf der Differenz zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort. Der französische Philosoph Jacques Derrida hat daraus sein grundlegendes Konzept der „différance“ gemacht („Differänz!“). Das ist zum einen die bisher noch unaufhebbare Geschlechterdifferenz, das ist zum anderen die ebenso unaufhebbare Generationendifferenz, mit der wir uns in unserer christlich geprägten Kultur jedenfalls dann schwertun, wenn wir eine Art unzerstörbaren, quasi göttlichen Personenkern, ein in diesem Sinne „wahres Selbst“ in uns vermuten das einen total harmonischen Ursprung unserer ganzen Existenz ausmacht, dem wir im Rest unseres Lebens immer nur wieder nahe zu kommen ver-

---

<sup>2</sup> Der Begriff des Netzwerks stammt von dem jüdischen Neurologen Kurt Goldstein (1878-1965). Der Gründungsvater der Gruppenanalyse, S.H.Foulkes, war im präfaschistischen Frankfurt a.M. Assistent bei Goldstein. Goldsteins Vetter, der Philosoph Ernst Cassirer, hat Goldsteins neurologisches Denken vor allem mit seiner Unterscheidung von Substanz- und Funktionsbegriffen beeinflusst. Über Goldstein gelangt dieses Denken in Funktionsbegriffen in das gruppenanalytische Konzept der Matrix, des sozialen Unbewussten. Goldsteins Antrag auf Mitgliedschaft in der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ist auf bis heute ungeklärte Weise verloren gegangen (Stahnisch 2014).

Die Verbindungen zwischen psychoanalytischem mit neurologischen Denken sind also keineswegs so neu wie es heute manchmal scheint. Dieser Eindruck des Neuartigen kann nur entstehen, wenn man den Kulturbruch des deutschen Faschismus selbst im Denken noch einmal wiederholt. Das passiert heute oft.

suchen können. Dieses Ursprungsdenken (H. Arendt 2009, 965ff; K. Heinrich 1992, 9ff) schlägt bei jeder Differenz Erfahrung, die ihm widerspricht, tendenziell in grausige Gewalt um, was uns besonders Hannah Arendt so nachdrücklich gezeigt hat. Eine Großgruppe spaltet sich in diesen Zuständen in eine Doppelgruppe (Elias 2014): die einen, das sind die Reinen, die Rechtgläubigen, die Weißgekleideten am Gestade des frommen Pfuhls, worin die Ungläubigen verbrennen und von wo das erste frühchristlich gesungene Halleluja zum Himmel aufsteigt (Raguse 1993), diese Halleluja-Sänger verkörpern ersichtlich das Gruppencharisma – die anderen, das sind die Verdammten, die in der Hölle bruzzeln und schmoren und in deren Gesichtszügen Sie womöglich schon in Ihrer ersten Analysestunde so verdächtig ähnliche Merkmale mit Schrecken entdecken wie in den schemenhaften Gesichtszügen Ihrer Eltern. Die also verkörpern fortan die Gruppenschande, so soll man nie und nimmer sein. Mit anderen Worten: mag vielleicht sein, dass Sie schon in Ihrer ersten Stunde auf der psychoanalytischen Couch etwas von dem erleben werden, was in diesem zurückliegenden Jahrhundert der Gewalt so unendliche Qualen verursacht hat: überall wo wir einem mehr oder minder heiligen Ursprungsdenken frönen, das alle selige Einheit für uns verheißt, müssen wir bei der ersten kleinen Differenz Erfahrung anfangen, zu spalten: die weiß gekleideten Geretteten, die schwarz Verdammten, Jesus contra Judas, Juden contra Christen usw. Dafür steht heute der Ortsname „Auschwitz“. „Die Juden interpretieren wie verrückt“, sagt der Christ Justinian, weil sie nicht die eine absolute ursprungsmythisch aufgeladene Wahrheit kennen, weil sie nie Besitzer einer Wahrheit, immer nur Suchende nach Wahrheit sind. Darum der Antisemitismus, vor allem der der Christen.

Genau dieses womöglich rastlose Suchen, dies Zweifel an allem, dessen Sie sich gewiss wähnen, werden Sie fühlen, wenn Sie sich auf dem psychoanalytischen Ruhebett erst einmal gelagert haben. Genauso, wenn Sie sich in eine gruppenanalytische Gruppe begeben, wo Sie zwar nicht mehr auf der Couch liegen, sondern zusammen mit den anderen Patienten und dem Analytiker in einem Stuhlkreis sitzen und wo analog zu den beiden Regeln der freien Assoziation und der gleich schwebenden Aufmerksamkeit die Regel der freien verbalen Kommunikation gilt. Wenn die Gruppe gut läuft, wird sie Sie und übrigens auch Ihren Analytiker zutiefst verwirren, weil sie kaum einmal einen roten Faden erkennen können. Da streiten sich eben eine Patientin und ein Patient auf das heftigste miteinander, da berichtet eine andere davon, dass ihr die Arbeit einfach zu viel wird, da reißt ein Dritter plötzlich einen Witz, da erzählt eine andere Frau von ihrem fürchterlichen Konflikt mit ihrer lesbischen Partnerin und Hans, der auch noch da ist, spricht von seiner hochschwangeren Frau, die ihn gerade verlassen will. Es ist wie mit „BND“: wie soll man herausfinden, was hier richtig, was hier falsch ist? Die Psychoanalyse funktioniert wirklich wie eine Katastrophe. In der Gruppenanalyse sagt Ihnen wirklich niemand, was jetzt gerade richtig und was falsch ist. Es ist wie im Traktat Baba Mezia des Babylonischen Talmud, wo eine Gruppe von Rabbinern darüber streitet, ob ein Schlangentofen, in dem eine Frau zuvor Brot gebacken hat, von den Priestern gereinigt werden müsse oder nicht. Sorgen haben diese Männer! Rabbi Elieser aber, einer der Streithähne, beruft sich immer wieder darauf, dass er persönlich Gottes Meinung zu dieser diffizilen Streitfrage wiedergebe. Und ihm gibt sogar eine dröhnende Stimme aus dem Himmel himself Recht! Aber seine Gegner bestreiten das alles einfach und sagen, die Thora gelte auf Erden und es müsse einfach nach Mehrheit entschieden werden. Und was sagt Gott selbst dieser rabbinischen Geschichte zufolge dazu? „Meine Kinder haben mich besiegt, meine Kinder haben mich besiegt.“ Und das Establishment der Rabbiner wird sich gleich darauf von Elieser zurückziehen, weil niemand niemals das Recht hat, seine Meinung als göttliche auszugeben. Es bleibt eben die Differenz, nein, die Differenz!

Und dann ist auch schon Ihre erste Stunde auf der Couch zu Ende.

3.

Nehmen wir nun an, Sie erzählen in der nächsten Stunde Ihrem Analytiker einen Traum. Schließlich sind Sie hinreichend aufgeklärt und wissen daher, dass so ein Traum Ihren Analytiker erfreut. In Gedanken reiben Sie sich insgesamt ihre Hände, denn Sie freuen sich darauf, dass Ihr Analytiker Ihnen jetzt sagen wird, was richtig ist an Ihrem Traum und was falsch. Aber wieder: diese Psychoanalyse ist doch wirklich ein Teufelszeug! Nichts nämlich sagt Ihr Analytiker zu Ihrem Traum, allenfalls fragt er Sie vielleicht, nachdem Sie ihm Ihren Traum überreicht haben, was Ihnen denn nun dazu so einfallen! Und bleibt dabei, Ihr Analytiker, in seinem Stimmklang sogar noch freundlich und warmherzig, doch bei diesem Teufelszeug, das die Psychoanalyse unbezweifelbar nun wirklich ist! Psychoanalytische Traumdeutung ganz im Unterschied zur jungianisch analytisch psychologischen Traumdeutung bewährt sich nämlich in erster Linie an dem Nichtwissen des Psychoanalytikers. Der britische Psychoanalytiker Wilfred Bion (1970) hat von der „negative capability“ als der Grundhaltung gesprochen, die man als Psychoanalytiker einnehmen können müsse. Man solle die Fähigkeit besitzen, „in Geheimnissen und in Ängsten sein zu können, ohne jedes gierige Greifen nach Fakten und Gründen“. Freud hatte, ganz in der rabbinischen Tradition der Textauslegung den ja immer so bruchstückhaften, aus lauter Fragmenten bestehenden Traum einen „heiligen Text“ (GW II/III, 518) genannt – und an der Stelle sieht der Begründer der Psychoanalyse in der Tat aus wie ein Rabbiner, der mit einer Gruppe anderer Rabbiner über einem zerstörten Text gebeugt dasitzt und mit den anderen diskutiert, was da wohl gemeint sein könnte. Genauso wird sich, wenn alles einigermaßen gut gegangen sind wird in dieser Ihrer Analysestunde, Ihr Analytiker sich mit Ihnen über Ihren Traum beugen, so wie man sich über einen Säugling in seinem Bettchen beugt: „Dies Kind soll unverletzt sein“.

Aber gemacht: Haben Sie nicht gerade die Differenz gemerkt zwischen Ihrem geträumten Traum und dem Traum, den Sie jetzt gerade versucht haben, in Worte zu fassen? Schon wieder so eine Differenz! Einen Traum erzählen ist wie eine Triosonate von Bach in Worten wiederzugeben. Unsere Träume reichen in weite Regionen, wohin Sprache noch nie gekommen ist (es sei denn, man ist zufällig Franz Kafka, aber wer ist das schon). Manchmal ist – hinterher!, nachträglich! (eines der Schlüsselworte der Psychoanalyse) – alles so einfach. Ein Mann träumt wiederholt von grausigen Verkehrsunfällen, bei denen meist 3 Leute in einem Auto sitzen, das in irgendeinen Abgrund rast oder in irgendeinen LKW brettert. Drei Kinder hat er. So etwas kommt vor. Da sagt der Analytiker bloß einmal ein klein wenig betont: „Es war also ein Verkehrsunfall...“

Ein Verkehrsunfall ist eben keineswegs ein Verkehrsunfall. René Magritte hat eine Pfeife gemalt, deren Schönheit man gewiss nur fühlen kann, wenn man selbst einmal Pfeife geraucht hat. Aber was hat er da überdeutlich auf das Bild gepinselt: „Ceci n'est pas une pipe“ – dies ist keine Pfeife. Wieder: „die Psychoanalyse funktioniert wie eine Katastrophe“ – auf nichts können Sie sich richtig verlassen, auf nichts Sichtbares jedenfalls. Die Wahrheit Ihres Traumes ist nicht in seinen Bildern, sondern irgendwie dahinter, verhüllt wie das Allerheiligste im Stiftszelt, das in der griechischen Übersetzung der jüdischen Bibel „Szene“ heißt. Das also unterscheidet die Psychoanalyse Freuds von der Tiefenpsychologie C. G. Jungs, wo die Wahrheit genauso in Bildern haust wie das Fleisch Christi in der Oblate und der Priester, der jungianische Therapeut, wandelt in träumender Unschuld die Elemente, identifiziert das Unterbewusste, wie er sagt, als ob es sich da um den Keller unter einer Villa handelt, mit dem Göttlichen. Jung immerhin war Sohn eines evangelischen Pastors. Er hat die Nazis aufgefordert, die jüdische Psychoanalyse zu vernichten und tat aus seiner Sicht ganz Recht damit. Denn die jüdische Psychoanalyse funktioniert wie eine Katastrophe. Ihr Leitbild ist das jüdische Bilderverbot. Daher kann Ihnen kein Psychoanalytiker jemals sagen, was genau Ihr Traum bedeutet. Vielmehr können Sie sich nur mit ihrem Analytiker voller Scheu und voller Fürsorge über ihren Traum beugen wie über einen heiligen Text. Jede psychoanalytischen Deutung ertönt dann in dem fragenden Klang: „Könnte es vielleicht sein, dass...?“ „The unanswered question“... Wahrheit gibt es nie in

einem Menschen, immer nur in der diskursiven Einigung. Ihr Analytiker murmelt ein wenig betont: „Es war also ein Verkehrsunfall...“ Jeder Traum ist wie ein Text, der nur aus Konsonanten besteht und dessen einigermaßen passende Vokale Sie mit Ihrem Analytiker zusammen in mühsamer Kleinarbeit finden müssen. Es ist die Suche nach dem verlorenen Groschen.

Die Wahrheit eines Traumes bleibt ein Geheimnis, denn „Du sollst dir kein Bildnis machen“. Du sollst die Bilder nicht für die Sache selbst nehmen, denn das verlangte absoluten Gehorsam wie jedes ur-sprungsmythische Denken und zerstörte jede Freiheit. Der Psychoanalytiker und Pastoralpsychologe Heribert Wahl (1994) hat an dieser Stelle daher von einem Diabol statt von einem Symbol gesprochen. Sie können das gut verstehen, wenn Sie an die polnisch jüdische Psychoanalytikerin Hanna Segal (1998) denken, der es als junges Mädchen noch gelungen war, den Nazis zu entkommen. In ihrem Londoner Exil war sie Psychoanalytikerin eines Patienten, der davon träumte, Geige zu spielen. Was also fiel ihm dazu ein? Nun, es mochte dies gewesen sein und auch das. Das Geigenspiel im Traum ist ganz gewiss alles Mögliche, bloß kein Geigenspiel, man müsste es sonst ja nicht extra träumen, sondern könnte doch einfach seinen Stremel schlafen. Hanna Segal und ihr Patient werden sich einfach der freien Assoziation und der gleich schwebenden Aufmerksamkeit überlassen haben und kommen gegen Ende der psychoanalytischen Sitzung dazu: es könnte vielleicht sein, dass der Patient in seinem Traum vom Geigenspiel sich mit seiner Masturbation beschäftigt hat. Es könnte vielleicht sein...

Dann klingt bei Miss Segal das Telefon. Die psychiatrische Klinik, in der Miss Segal konsiliarisch als Psychiaterin tätig ist. Gerade sei ein Patient eingeliefert worden. Der habe auf der Bühne einen Zusammenbruch erlitten und sein Konzert abbrechen müssen. Er sei Geigenvirtuose. Als Segal ihn fragt, wie es seiner Meinung nach zu seinem Zusammenbruch heute Abend gekommen sei, herrscht er sie an: sie sei wohl auch so eine, die meine, man könne doch ruhig öffentlich masturbieren!

Ist Jesus eigentlich übers Wasser gegangen? Oder auferstanden?

Psychoanalyse ist Kunst des Spielens, das ist ihre rabbinische Tradition – wehe, Sie erwarten von ihr objektive Wahrheit. Dann nämlich funktioniert die Psychoanalyse für Sie wie eine Katastrophe. Dann nämlich greifen Sie auf der Suche nach sicherem Halt ständig ins Leere.

Und schon wieder ist Ihre analytische Stunde zu Ende.

4.

Und dann noch Ihre dritte psychoanalytische Sitzung! Nehmen wir an, es ist die letzte Sitzung in der Woche, woraus im Laufe der Jahre Ihrer Analyse ein Rhythmus werden wird. Ein Rhythmus von Anwesenheit und Abwesenheit, von „Fort“ und „Da“.

So beginnt Freud seine Schilderung des berühmten Spiels seines Enkels (1920, GW XIII, 11ff), der seiner Mutter „zärtlich anhing“, wie Freud betont, und der in ihrer Abwesenheit eine „Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war... über den Rand seines verhängten Bettchens“ warf, „so dass sie darin verschwand, dazu „oooo“ rief, um dann die Spule wieder aus dem Bettchen zu ziehen und sie mit einem „freudigen Da“ zu begrüßen.

Freud spricht von „der großen kulturellen Leistung des Kindes“ und Sie werden sehr wahrscheinlich spätestens nach Ihrer dritten Analysestunde am Ende des Wochenrhythmus in die Lage dieses kleinen Kerls geraten. „Fort – Da“.



Vielleicht vergessen Sie aber einfach diese erste Abwesenheit in Ihrer Analyse und lassen den lieben Gott einfach einen alten Mann sein, „aus den Augen, aus dem Sinn.“ Vielleicht aber fällt Ihnen in der ersten Wochenendunterbrechung Ihrer Analyse am Samstag eine Tasse aus der Hand und zerschellt am Fußboden (in jedem psychopathologischen Symptom schreit das Vergessene um Hilfe) – nicht selten können wir erst spüren, was uns angetan wurde, wenn wir es uns selbst (oder leichter Anderen) noch einmal in irgendeiner verwandelten Form angetan haben.

Die Scherben auf dem Fußboden in Ihrer Küche, das Allerheiligsten, „Szene“ einer jetzt noch unfühlbaren Trennung vielleicht. „Fragmente, ergo sum“, hat der Komponist Mauricio Kagel dazu gesagt.

Trennungen begleiten uns unser Leben lang, zuerst ausschließlich solche Trennungen, die wir noch gar nicht erleben können und die wir darum auch noch gar nicht betrauern können. Also schon intrauterin ab ungefähr dem 4. Schwangerschaftsmonat die Anwesenheit und die Abwesenheit des Klanges der Stimme unserer Mutter; später, wenn wir unsere Mutter endlich von außen sehen können und wenn wir, auch aufgrund unserer neuronale Reifung, erstmals erkennen können, dass Mutter nicht einfach mein verlängerter Arm ist, sondern ganz unabhängig von mir existiert, dieser hoffentlich freudige Schrecken der Separation und so weiter und so weiter. Bis zur letzten Trennung, die wir alle hier noch nicht kennen: bis in unser Sterben hinein.

Exodus, Ausgang (aus selbst verschuldeter Unmündigkeit), Auszug – kurz vor seinem Tod notiert Freud programmatisch im „Mann Moses und die monotheistische Religion“: „Der Auszug aus Ägypten bleibt unser Ausgangspunkt“ (GW XVI, 137).

Gleichviel: manche Trennungen können wir gar nicht denken, auch kaum nur fühlen. Donald Winnicott sprach an dieser Stelle von „unthinkable anxiety“, von namenloser Angst, die wir träumend dann bisweilen bebildern als die Katastrophe eines endlosen Fallens. Anders als Freuds Enkel, den ja viel Liebe mit seiner Mutter verband und der darum die Spule noch in der Hand hielt, wenn die Garnrolle schon im Bettchen gerade so verschwunden war wie seine Mutter soeben real, anders als Freuds Enkel haben wir, wenn wir nachts zuweilen endlos fallen, absolut nichts in der Hand und wachen, manchmal mit einem Angstschrei, auf.

„Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne“, dichtet der 22. Psalm, „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Des Tages rufe ich - und du antwortest nicht, nachts – und nicht wird mir Stillung“, wie Buber und Rosenzweig so psychoanalytisch übersetzen. Und dann die Folge solcher traumatischen, ungehaltenen Trennung: „Ich aber, Wurm und nicht Mensch, Hohn der Leute, verachtet vom Volk, - die mich sehn, spotten mein alle, verziehn die Lippe, schütteln den Kopf.“

Und ein paar Verse weiter, was wir als kleine Kinder alle erlebt haben, wenn Mutter, Vater, das Mütterliche, das Väterliche einfach zu lange weg waren: dass wir unsere inneren Katastrophen der unhaltbaren Trennung innerlich bebildern, pavor nocturnus, sagt der Kinderpsychiater, was für meine Ohren ein bisschen danach klingt, dass der Psychiater seine eigene schreckliche Kinderangst vielleicht vergessen haben könnte. Wie es der Psalm weiter in der Übersetzung von Buber und Rosenzweig sagt:

„Umringt haben mich viele Farren, Baschans Stierrecken mich umschränkt. Ihr Maul sperren sie wider mich auf, eine Löwenschar, reißend und schreiend.“

Die Psychoanalytikerin Margaret Little (1994) berichtet von ihrer Lehranalyse bei Donald Winnicott. „Trieb“ war da wahrscheinlich nicht immer besonders sicher gebunden. Im Behandlungszimmer stand diese wunderschöne Vase. Und Sie müssen wissen, dass Winnicott geradezu als der personifizierte Inbegriff von Liebe in die Geschichte der Psychoanalyse eingegangen ist. Margrit Little aber hat

die Vase ihres Analytikers eines schlimmen Tages zertrümmert und hat damit an ihm, mit ihm, ihre fürchterliche Wut und ihre noch fürchterlichere Angst, nicht zu überleben, in eine „Szene“ gefasst. Sie erinnern sich: „Szene“, das ist in der griechisch übersetzten jüdischen Bibel das Stiftszelt, in dem das Allerheiligste vorborgen und geschützt ist. Die zertrümmerte Vase da auf dem Fußboden des Behandlungszimmers von Donald Winnicott: das ist jetzt das Allerheiligste. Es ist zerbrochen; es hat etwas gegeben, was manche Analytiker einen Triebdurchbruch nennen. Manchmal zeigen wir, wenn wir längst erwachsen sind (Margaret Little war 52, als sie Winnicotts Vase zertrümmerte), die Szene unserer allerersten, unserer allertiefsten Gefühle.

Margaret Littles Mutter übrigens war schwer suizidal, als die kleine Margaret gerade geboren war. Solche Schrecken vergehen nie, jedenfalls nie bevor wir sie noch einmal haben gestalten können und jemand da war, der nicht suizidal war und der die Trümmer mental zusammenfügen konnte, wozu wir auf Griechisch „symballein“ sagen, Symbol. Manchmal muss man eine Vase zertrümmern, damit Mutter merken kann, dass man doch auch noch da ist, nicht nur Mama in ihrem autistischen Gehäuse von Suizidalität. Manchmal muss man eine Vase zertrümmern, damit der Analytiker die Katastrophe seiner Patientin fühlen kann. Wer von Katastrophen nichts wissen will, kann nicht symbolisieren. In unseren Kirchen hängt vorne ein Kreuz; es könnte sein, dass das ein Symbol ist, ein Hinweis auf Trümmer aus Ihrem und aus meinem Leben. Was hat man in einer Kirche zu suchen ohne solche Trümmer im eigenen Leben?

Nun, es kann ja sein, dass Sie in Ihrer persönlichen Psychoanalyse nicht die Vase Ihres Analytikers zertrümmern, sondern irgendwelche anderen Szenen gestalten werden: wer weiß! Worauf ich hinaus will, ist: Seele gibt es nur zu mindestens zweit. Seele gibt es nie im Leben nur im Singular, immer nur im Plural. Es mag ja sein, dass, wie Goethe sagt, es ein Gott war, der uns gab, zu sagen, was wir leiden. Aber es muss dann ja immer noch einer im Raum sein, der bereit ist, das zu hören, das in sich aufzunehmen, was wir sagen. Wenn wir anderen Menschen etwas Fürchterliches erzählen, das uns widerfahren ist, dann schlafen diese anderen Menschen nicht selten ein wie die Jünger in Gethsemane, als Jesu Tod ihnen vor Augen ist. Ihr Analytiker ist dazu da, das in sich aufzunehmen, was Sie an sich selbst absolut nicht ausstehen können. Man nennt das in der Psychoanalyse bekanntlich „Übertragung“, oder inzwischen auch als Spezialfall von Übertragung: projektive Identifikation. Aber gemeint ist damit, dass alles, was in unserem Leben noch nicht richtig zu Ende gelebt worden ist, sich wie das Zertrümmern der Vase im Behandlungszimmer von Donald Winnicott wiederholen muss. Wir denken eben nicht nur mit Worten, sondern mit unseren Körpern, und das heißt: immer und nie anders als in zwischenmenschlichen Beziehungen. Als Margaret Little am nächsten Tag zu ihrer nächsten Stunde zu Winnicott kam, stand eine neue Vase mit neuem weißem Flieder genau an der Stelle der zertrümmerten Vase. Ein paar Tage später sagte Winnicott ihr, sie habe etwas zerstört, was für ihn von hohem persönlichem Wert gewesen sei. Mehr wurde über die ganze Angelegenheit nicht gesprochen.

Worauf ich jetzt zum Schluss hinaus will, ist dies: Psychoanalyse ist vielleicht immer letzten Endes Trennungshilfe, Trauerhilfe. Und die kann zuweilen so lärmend, so katastrophisch sein, wie Winnicott und Margrit Littel es gemeinsam erlebt haben. Das Interesse der Psychoanalyse ist das, was Immanuel Kant als Aufklärung benannt hat. Ihr Interesse ist unser „Ausgang aus selbst verschuldeter Unmündigkeit“. Es geht darum, tote Bindungen in uns drinnen zu lösen, wozu man manchmal im Äußeren erst mal eine teure Vase zertrümmern muss. Aber – und das scheint mir dabei der entscheidende Punkt zu sein – wir können solche Trennungen, solcher Trauer um gelöste tote innere Bindungen, wir können den damit unvermeidlich zusammenhängenden tiefen Schmerz nur dann ertragen, wenn wir ihm nicht alleine ausgeliefert sind. Selbst ein Orpheus muss nach dem Verlust seiner Eurydike uns singen, dass wir es hören und davon erschüttert sind: „Ach, ich habe sie verloren“.

Nun hat der 2014 verstorbene New Yorker jüdische Psychoanalytiker Martin S. Bergmann in seinem leider noch nicht auf Deutsch erschienenem Buch „In the Shadow of Moloch“ eine Art Reifungsgeschichte des jüdischen Gottes beschrieben. Menschen haben in den allfälligen Katastrophen ihres Lebens – und Bergmann hat Jahrzehnte mit überlebenden Häftlingen der deutschen KZ's gearbeitet – Gott so imaginiert, wie wir es im Psalm vorhin gehört haben: als wildes Tier, das einen sogleich fressen wird und es mag sein, dass alle Musik in diesem pavor-nocturnus-Todesschrei des gefressenen Opfers ihren Ursprung hat.

In grandioser Umkehrung dieser Katastrophe haben Menschen dann diesem schlechthin böartigen Gott überall auf der Welt, in den unterschiedlichsten Kulturen, ihren erstgeborenen Sohn geopfert, in manchen Kulturen ihre Tochter wie in Strawinskys „Sacre du Printemps“. Ein fressender, grausamer Gott, dessen die Juden an jedem Pessach gedenken, wo er immerhin alle ägyptische Erstgeburt getötet hat. „Verschiebung“ nennt Freud diesen Sündenbock-Mechanismus in seiner „Traumdeutung“. Die ägyptische, nicht die jüdische Erstgeburt raffte er dahin. Muss man als Überlebender nicht aber immer fürchten, es könnte das nächste Mal einen selbst treffen?

Man muss also am besten sich eines solchen Gottes zu bemächtigen versuchen, am sichersten vielleicht, indem man ihm ein eigenes Kind ins Feuer jagt. Manche Christen haben so früher den Tod Jesu verstanden. Man kann aber auch, wie die Frau des Moses, Zippora, es getan hat, als der unheimliche Gott Moses entgegnetrat und ihn töten wollte, schnell dem Sohn an dessen Penis greifen und ihm mit einem scharfen Stein seine Vorhaut abschneiden – haben Menschen nicht schon immer gehofft, ein Gott werde von den Schreien eines Kindes jedenfalls sich erweichen lassen? Es ist uns dies doch allen, jedenfalls in den Bereichen unseres Fühlens, deren wir uns bewusst sind, ganz selbstverständlich so. Zippora also, wie gesagt, in Ex. 4,24 schneidet ihrem Sohn Gerson kurz entschlossen dessen Vorhaut ab und hält diesen blutigen Fetzen Haut, aus dem Zelt hinauslangend, ihrem Mann Moses an dessen Bein: „Ein Blutbräutigam bist du mir!“ Das besänftigt für diesmal den gefährlichen Gott und er lässt von Mose ab wie ein Raubtier von seinem Opfer ablässt, wenn es besseres, jüngeres Fleisch sieht. Wohl gemerkt, hier in der Inkunabel des jüdischen Beschneidungsritus wird der Sohn von der Mutter beschnitten, um mit seiner Vorhaut den bedrohten Vater zu retten. Manche Männer meiner Generation und meiner Elterngeneration kennen das: unsere Mütter haben uns beschnitten, um unsere kriegstraumatisierten Väter aufzurichten. Daher das verbreitete Misstrauen in meiner Generation gegen das Väterliche, und mehr noch, womöglich, die Angst vor dem Mütterlichen backstage.

Irgendwann nun aber in der jüdischen Geschichte – und man kann das genauer datieren, nämlich im 6. Jahrhundert vor Christus, nachdem der erste Tempel zerstört worden war („Fort – Da“!) und also diese Opferpraxis von Menschen- und später Tierfleisch einfach ortlos, einfach utopisch, also einfach sinnlos geworden war -, also irgendwann in dieser Zeit macht das Gottesbild eine entscheidende Reifung durch: es werden jetzt Geschichten erzählt, in denen Gott sich selbst bindet. Er bindet sich an Abraham, er bindet sich an Isaak, er bindet sich an Jakob und an Joseph und schließlich, mit Folgen bis in den aktuellen Nahost-Konflikt hinein, an das auserwählte Volk, als das gläubige Juden sich selbst sehen. Wohl gemerkt, Gott wird permanent gegen diese seine eigene Bindung verstoßen; man könnte die gesamte psychoanalyse-nahe Bindungstheorie an dieser Entwicklung des jüdischen Gottesbildes exemplifizieren – und die Sammlung der religiösen Schriften heißt ja auch Testament, Bindung. Dieser Gott scheint oftmals unsicher-ambivalent gebunden und er wirft das, wie es borderline-Patienten nun einmal für gewöhnlich tun, unsereins vor, wir seien von solcher Art unsicher-ambivalent gebunden und also Sünder. Aber wie dem auch sei, die Vorstellung eines Gottes, der einfach Liebe ist, wie es Hosea im Ersten Testament und Johannes im Zweiten Testament beschreiben: diese Vorstellung ist nun einmal in der Welt. Und sie markiert einen entscheidenden Reifungsschritt, ungefähr gleichzusetzen mit dem, was wir seit Melanie Klein die depressive Position nennen.

Ich will sagen: wenn wir psychotherapeutisch Menschen bei ihrer Trennungs- und Trauerarbeit begleiten, ihnen bei ihrem Ausgang aus selbst verschuldeter Unmündigkeit helfen wollen, brauchen wir etwas von dieser Gebundenheit eines verlässlichen inneren Gottes. Darum schließe ich für heute mit einer der chassidischen Geschichten, die Martin Buber gesammelt hat, also mit einem Stoff, der aus dem 17. und 18. Osteuropäischen Jahrhundert stammt, dessen Quellen aber weiter zurückreichen bis in die jüdische Kabbala des Mittelalters. Es ist eine Trennungsgeschichte, genauer eben: eine begleitete Trennungsgeschichte. Wir kehren mit dieser Geschichte an den Anfang dieses Vortrages zurück, an Freuds Identifikation mit Jochanan ben Sakkaj, dem Begründer des rabbinischen Judentums. Hier also die Geschichte von Rabbi Sussja:

»Rabbi Sussja lehrte: „Gott sprach zu Abraham: Geh du aus deinem Land, aus deinem Geburtsort, aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde.“

Gott spricht zum Menschen: Zuvorderst geh aus deinem Land – aus der Trübung, die du selber dir angetan hast. Sodann aus deinem Geburtsort – aus der Trübung, die deine Mutter dir angetan hat. Danach aus deinem Vaterhaus – aus der Trübung, die dein Vater dir angetan hat.

Nun erst vermagst du in das Land zu gehen, das ich dir zeigen werde.«

Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.

© Martin Weimer

#### Literatur:

- |                                       |   |
|---------------------------------------|---|
| Arendt, Hannah (2009)                 | Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft, München (9. Aufl., Piper)  |
| Assmann, Jan (2003)                   | Die mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus, München (Hanser)  |
| Bion, Wilfred R. (1970)               | Aufmerksamkeit und Deutung, Tübingen 2006 (edition diskord)   |
| Blumenberg, Yigal (2004)              | Überlegungen zum glauben (des Judentums) am Beispiel der Abraham-Jizchak-Erzählung (Genesis 22): in: Gerlach, A. Schlosser, A-M., Springer, A. (2004), Psychoanalyse des Glaubens, Gießen (Psychosozial-Verlag) |
| Blumenberg, Yigal (2012),             | »Der Auszug aus Ägypten bleibt unser Ausgangspunkt«, Frankfurt/M. (Brandes&Apsel)   |
| Braun, Christina von (2001),          | Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht, München (pendo)  |
| Buber, Martin (1947)                  | Die Erzählungen der Chassidim, Zürich (Manasse)   |
| Deutscher, Isaac (1988)               | Der nichtjüdische Jude, Berlin (Rotbuch)  |
| Elias, Norbert (1939)                 | Die Gesellschaft der Individuen, in: Elias, N. Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt/M. (Suhrkamp)   |
| Elias, Norbert (2014)                 | Gruppencharisma und Gruppenschande, hg. Von Erik Jentges, Marbach (Deutsche Schillergesellschaft)   |
| Foulkes, Siegmund H. (1974)           | Gruppenanalytische Psychotherapie, München (Kindler Geist& Psyche)  |
| Freud, Sigmund (1961)                 | Gesammelte Werke, Frankfurt/M. (S. Fischer)   |
| Freud, Sigmund, Pfister, Oskar (1963) | Briefe 1909 – 1939, Frankfurt/M. (S. Fischer)   |

- Goldmann, Lazarus (1996) Der babylonische Talmud ins Deutsche übersetzt, Frankfurt/M. (Jüdischer Verlag)
- Heinrich, Klaus (1992) Die Funktion der Genealogie im Mythos, in: ders., Parmenides und Jona, Frankfurt a.M. (Stroemfeld/Roter Stern)
- Heinrich, Klaus (2000), vom bündnis denken. Religionsphilosophie, Dahlemer Vorlesungen, Bd. 4, Frankfurt/M. (Stroemfeld)
- Heinrich, Klaus (2001) psychoanalyse sigmund freuds und das problem des konkreten gesellschaftlichen allgemeinen, Dahlemer Vorlesungen, Bd. 7, Frankfurt/M. (Stroemfeld)
- Legrendre, Pierre (1989), »Die Juden interpretieren wie verrückt«. Gutachten zu einem klassischen Text, Psyche\_Z.psychoanal. 43: 20 – 39
- Little, Margaret (1994) Die Analyse psychotischer Ängste. Zwei unorthodoxe Fallgeschichten, Stuttgart (Klett-Cotta)
- Raguse, Hartmut (1993) Psychoanalyse und biblische Interpretation. Eine Auseinandersetzung mit Eugen Drewermanns Auslegung der Johannes-Apokalypse, Stuttgart (Kohlhammer)
- Segal, Hanna (1992) Anmerkungen zur Symbolbildung, in: dies., Wahnvorstellungen und künstlerische Kreativität, Stuttgart (Klett-Cotta)
- Stahnisch, Frank W. (2014) Von der Kriegsneurologie zur Psychotherapie – Kurt Goldstein (1878-1965) und die frühen Ansätze der Gruppenanalyse, Gruppenpsychotherapie und Gruppenanalyse 50: 146-165.
- Türcke, Christoph (2009) Philosophie des Traums, München (C.H.Beck)
- Wahl, Heribert (1994) Glaube und symbolische Erfahrung. Eine praktisch-theologische Symboltheorie, Freiburg (Walter-Verlag)
- Weimer, Martin (2015) »Gesetzt, es nähme mich plötzlich einer ans Herz«. Zur Ambivalenz von Sehnsucht und Perversion in kirchlichen Rollen und Organisationen, Wege zum Menschen 67: 21- 37.

©Martin Weimer, 15.02.2015, [www.weimer-gruppenanalytische-praxis.de](http://www.weimer-gruppenanalytische-praxis.de)